

Fremde

Die drei Briefe kamen am selben Tag an, zwei waren an mich adressiert und ich öffnete den zuerst, dem ich entgegengefiebert hatte. Zuvor brühte ich mir noch eine Tasse Tee auf, den ich mit viel Milch und Zucker trank, drehte mir eine Zigarette und war doch so nervös, dass ich beim Öffnen den Briefumschlag zerriss. Dieser Brief entscheidet über meine Zukunft, vielleicht sollte ich ihn besser ignorieren, es nicht zulassen, dass da jemand für mich entscheidet. Ihn vor mir selbst verstecken, vergraben, verbrennen ... Aber er war doch meine einzige, noch verbliebene Hoffnung in Irland bleiben zu können. Mit Mühe drängte ich die Tränen zurück und schluckte schwer. Wie oft hatte ich mich in den letzten zwei Jahren beworben, bei allen möglichen Stellenausschreibungen, die auch nur im entferntesten mit Kommunikation zu tun hatten. Kommunikation hatte ich studiert und es musste doch möglich sein, mit dem Abschluss eine Arbeit zu finden. Immer wieder machte ich dieselbe Erfahrung: "Tut uns leid, egal wie qualifiziert Sie sind, Sie sind Ausländerin! Unsere Arbeitslosenquote beträgt 28% und wir stellen als erstes unsere eigenen Leute ein." Ich konnte diese Haltung sogar verstehen, aber was sollte, was konnte ich noch tun? Ich brannte darauf zu arbeiten, ich war 25 Jahre alt und voller Energie. Die Lage wurde mit jedem Tag hoffnungsloser. Ein weiteres Jahr mit neuen Bewerbungen und Absagen würde ich nicht aushalten. Schon jetzt joggte ich stundenlang am *Liffey* entlang, Joggen ist gut gegen Depressionen - vor allem bei Arbeitslosen - empfahl das irische Gesundheitsministerium. Und ich schrieb Lyrik; damit bedankte mich dann bei Freunden für die Essenseinladung oder das

geschnorrte *pint of Guinness* (während die anderen ihre fünf, sechs Gläser kippten). Die Sozialhilfe, die ich bezog, reichte für die Miete und kärglichste Mahlzeiten. Hungrig war ich dauernd und beneidete meine irischen Freunde, die am Wochenende zu ihren Eltern aufs Land fuhren, sich satt aßen und mit prallen Lebensmittelpaketen nach Dublin zurückkehrten. Die anderen, die aus der Stadt stammten, gingen ebenfalls unter der Woche heim und ließen sich verköstigen, wenn ihnen das Geld ausgegangen war.

Wie ich sie beneidete, wie ich meine Familie vermisste. Meine zahlreichen Geschwister, den Lärm, das Lachen, den Streit, die Wärme. Es gab kaum ein Wochenende, an dem ich nicht das Gefühl hatte, ich komme um vor Heimweh; und wenn es nicht die Sprache gewesen wäre, die mich gehalten hätte, die die Fremde auflöste und in etwas Heimisches und heimlich Geliebtes verwandelt hätte, ich wäre nach Deutschland zurückgekehrt.

Mit 17 hatte ich William B. Yeats gelesen, seine Lyrik, nicht seine politischen Traktate, und als ich zu den Zeilen *Tread softly because you tread on my dreams* gelangte, war es um mich geschehen. Seither stand ich wie unter einem Bann, trampete jedes Jahr in den Sommerferien nach Irland, das Grün der Insel hatte mich genauso verzaubert wie die Verse Yeats' und in all diesen Jahren waren die Iren leise aufgetreten und meine Träume wucherten und wuchsen. Die Herzlichkeit der Menschen dort, das vielverwendete *Lov'* und *Darlin'* selbst Fremden gegenüber, der melodische Sprechsingsang und das häufige Singen in den Pubs und anderswo hatte den Zauber verstärkt und ihm eine handfeste, alltägliche Grundierung verliehen. Nach der Uni war es für mich eine ausgemachte Sache: Ich wandere nach Irland aus.

All das hatte sich nicht verändert, seit ich in Dublin lebte; es war angereichert worden durch das Kennenlernen der Leute, ihrer Lebenssituation, ihrer Verhaltensweisen. Und meinem Platz darin. Oft meinte ich ihn gefunden zu haben, aber wie war das möglich ohne Arbeit, ohne Geld? Ohne wirklich existenziell am Leben teilhaben zu können? Denn so waren die Nöte und Sorgen, bevorstehende Prüfungen an der Universität, unrealistisch hohe Ratenzahlungen für das gekaufte Haus, Entfremdung von der Familie auf dem Land, aber auch die Freuden und Highlights der Iren, die Hochzeiten und die Anschaffungen, die ergatterten Forschungsprojekte und Filmgelder, der begehrte Job oder der eigene kleine Betrieb doch verschieden von den meinigen ... Ach was, manchmal fühlte ich mich wie auf einem anderen Stern.

Natürlich verstand ich ihre Gefühle, konnte sie nachvollziehen, mich mit ihnen freuen oder angespannt auf ein Ereignis warten, aber es war nicht meines. Ich war nur an der Außenkante vorhanden und beteiligt, und bei allem *good will* auf beiden Seiten: Ich war fremd.

Was machte das Fremdsein wirklich aus? Ich hatte Freunde, ich fiel weder durch meine Hautfarbe noch durch die Sprache besonders auf. "Ah, Ursula, we're spoiled by your English", sagten mir Freunde oft, wenn sie mit Deutschen oder anderen Ausländern gesprochen hatten. Nahm ich es mit der Sprache zu genau, verwendete sie in ihrem ursprünglichen Sinn, der im Alltag nicht mehr geläufig war, so nannten die Freunde es poetisch und lachten - mit mir, nie über mich. Es gab keine nennenswerten Kulturunterschiede, nichts, was man als Graben zwischen mir und den Iren hätte bezeichnen können. Sogar die Religionszugehörigkeit stimmte; wobei mich der irische

Katholizismus stark an das erinnerte, was mir meine Mutter von früher erzählte.

Gräben sind es nicht, aber Risse, die mich trennen, ahnte ich und spürte sie mit der Zeit immer stärker. Eines Tages war ich zu einer *hen's night* eingeladen worden, dem letzten Abend einer Frau, bevor sie sich am nächsten Tag vermählt. Deirdre, eine der Mitbewohnerinnen aus meiner ersten WG hatte mich mit ins *O'Donoghue* eingeladen, wo die Party im Lounge stattfinden sollte. Natürlich waren nur Frauen eingeladen und alle waren übermäßig geschminkt, frisiert und im freizügigsten party look gekleidet, wie ich sie bisher noch nicht gesehen hatte. Der Alkohol floss in Strömen und es herrschte eine höchst ausgelassene Stimmung. Alle lachten und redeten durcheinander, lästerten über Vorgesetzte und Kollegen und ein derber Witz auf Kosten der Männer und des Bräutigams jagte den nächsten. Ich konnte nur mitlachen, auf keinen Fall mitreden; ich kannte die Messlatte nicht für das, was angemessen oder witzig war und was darüber hinaus gehen würde. Nach einiger Zeit begannen die Frauen über gemeinsame Erlebnisse zu reden und da sie sich alle aus der Schulzeit kannten oder noch länger, auch über diese Zeit. Auch hier konnte ich nur mitlachen, wenn es angebracht war; ansonsten konnte, ja durfte ich überhaupt nichts tun. Fragen zu stellen hätte die Atmosphäre gestört und war völlig undenkbar und so saß ich da und langweilte mich auf eine besondere Art. Nicht jede Party und nicht jedes Treffen im Pub waren so extrem; die *hen's night* hatte mein Problem einfach auf den Punkt gebracht.

Als mir Maureen, eine meiner WG-Mitbewohnerinnen einen Zettel hingeschoben hatte, die Ausschreibung für einen *creative writing course* von der irischen Regierungskommission

für Künste organisiert, wusste ich, da will ich, da muss ich hinein. Sofort fielen hunderterlei Zweifel über mich her: Du, eine Ausländerin? Du mit deinem Straßenenglisch? Du und schreiben bei diesen bekannten und angesehenen Autoren? Maureen wollte sich auch bewerben und war ebenfalls nervös. Gemeinsam gingen wir zur Aufnahmeprüfung, stärkten einander den Rücken, und eines war klar, sie würde die Prüfung bestehen und ich - das bliebe abzuwarten. Auf jeden Fall würde ich ihre Olivetti-Schreibmaschine mitbenutzen dürfen.

Jetzt nahm ich all meinen Mut zusammen, der andere Brief war an Maureen gerichtet und ich wollte meinen nicht in ihrem Beisein öffnen.

Angenommen! Wirklich? Ja, doch, angenommen. Am Montag in einer Woche würde ich in den Schreibkurs einsteigen, in der die Crème der irischen Literaturwelt unterrichtete. Ich war so aufgewühlt, schnappte meine Jacke und den zweiten Brief, und lief zum Fluss hinunter und lief dieselbe Strecke wie jeden Tag und lief, bis ich nicht mehr konnte. Auf einer Bank beruhigte ich meinen Atem und mein zitterndes Herz. Irgendwann öffnete ich den anderen Brief. Es war eine Todesanzeige von meinem Cousin Sandro. Meine Mutter schrieb dazu, er habe sich kurz nach seinem 22. Geburtstag vor den Zug geworfen und ich solle für ihn beten.

Mir war ganz schlecht von all den Nachrichten und vor Hunger. Nachdem ich in einer Kneipe ein Päckchen Erdnüsse gekauft und aufgeessen hatte, kehrte ich auf die Bank am *Liffey* zurück. Es war kalt und nieselte und ich saß da und starrte ins Leere. In Gedanken war ich bei Sandro, und sah sein weiches Gesicht vor mir, die sanften Augen, die empfindsamen Lippen, seinen dunklen Lockenschopf. Wie empfindlich er gewesen war,

selbst der Regen, der ihm auf die Haut fiel, schmerzte ihn. Und wie fremd er sich überall gefühlt hatte, nirgendwo Geborgenheit oder genug menschliche Wärme gespürt hatte. Seine kleinen Cousins nannten ihn einen *sweet boy* und nichts hätte verkehrter sein können ... Ganz unbewusst hatte ich eine Zigarette gedreht und angesteckt. Erst als sie vom Nieselregen durchfeuchtet war und nicht mehr zog, wachte ich auf und sah auf den vom wochenlangen Regen aufgewühlten Fluss. Das Wasser stand ungewöhnlich hoch, es schlug gegen die Steinbrüstung, gluckste und gurgelte. Möven kreisten vom Meer her, schrien schrill und unmelodisch, der Verkehr dröhnte den *Merchant's Quay* entlang, Autos hupten und die Straßenbahnen bimmelten in einem zu. Aus der Ferne waren Marktschreier zu hören, die Uhr in *St. Stephen's Green* schlug die Stunde und vom Meer her wehte ein Fischgeruch, der sich mit den Dünsten einer Pommesbude vermischte. Alles wogte und floss; ein paar Schritte von mir entfernt lag ein kleines, dunkles Bündel auf der Mauer. Beim Nähertreten sah ich, es war eine tote Ente. Sie lag da, als ob sie brüte, nur der Hals war langgestreckt und seltsam verdreht, aus dem Schnabel floss Blut. Ihre Flügel mit den schönen schwarz-blau-grünen Federn lagen übereinander gefaltet auf ihrem Rücken und da, angesichts der ganz stillen, ganz toten Ente kamen mir endlich die Tränen. Ich fühlte mich so lebendig wie schon lange nicht mehr.

Am folgenden Montag nahm ich den Bus nach *Dún Laoghaire* eine halbe Stunde früher; ich hielt es nicht mehr aus, das Warten und die Stimmung in der WG. Außerdem wollte ich mich umsehen in dem kleinen Küstenort und in dem Gebäude, in dem ich im nächsten Dreivierteljahr jeweils fünf Tage in der Woche verbringen würde. Ich setzte mich im Bus ganz vorne

neben den Fahrer um alles zu sehen, die Straße, die an der Küste entlang führte, das Meer, die Dörfer während der Fahrt und natürlich *Dún Laoghaire* selbst. Die Konzentration auf das Außen tat mir gut, und mein flatteriger Puls beruhigte sich allmählich. Es war ein frischer Morgen, die Sonne strahlte und ein Wind trieb die Wolken wie ein Hund seine Schafherde hurtig vor sich her. Eine Aufbruchsstimmung machte sich in mir breit, eine Vorfreude, so glitzernd wie die Wellen der See in der Sonne. Ich mochte nicht an die vergangene Woche denken, die ein Alptraum gewesen war. Maureen konnte die Ablehnung kaum verwinden; ihr Hadern lief am Ende auf "Warum du, die Ausländerin und nicht ich?" hinaus und Liz und Anne-Marie trösteten sie in einem zu. Mihail, der mir vorgeworfen hatte zu wenig zu putzen, "Du als Deutsche solltest doch ordentlicher sein", hielt sich aus allem heraus und verließ jedes Mal das Zimmer, wenn die Gründe für die Ablehnung erneut analysiert und ausphantasiert wurden. Anfangs fühlte ich mich schlecht und schuldig, vielleicht wäre Maureen wirklich angenommen worden, hätte ich mich nicht beworben. Mit der Zeit wuchs eine richtige Wut in mir; zum Teufel mit dem Ausländerargument, wenn ich halt besser bin als sie, ist die Auswahl doch gerecht ... Trotzdem fühlte ich mich hundeelend und schlich nur noch still und leise durchs Haus. Über den Tod meines Cousins konnte ich mit niemandem reden und wenn ich Maureen wieder schluchzend und aufgelöst in Anne-Maries Armen sah, zerriss es mich schier zwischen Mitleid und Zorn. Am liebsten hätte ich ihr ins Gesicht geschrien:

"Es gibt noch Schlimmeres im Leben als eine Ablehnung."

Lizzy war die einzige, die etwas davon zu spüren schien; irgendwann, am Ende der Woche meinte sie, es wäre nett, wenn sich mal jemand mit mir oder für mich freuen würde.

In der ganzen Zeit war auch bei mir keine Freude aufgetaucht, die Zukunft in der WG erschien mir wie die Fortsetzung der Gegenwart.

Verdammt, ich hatte genug davon. Ich will wie ein gleichwertiger Mensch behandelt werden, und heute beginnt ein neuer, aufregender Abschnitt in meinem Leben. Schließlich sind wir fast am Ende des 20. Jahrhunderts und Toleranz ist nicht mehr nur ein Modewort. Durch einen Tränenschleier hindurch sah ich aus dem Fenster, saugte die hellen Farben der Häuser auf, die bunt gekleideten Hausfrauen beim Einkaufen und Wäscheaufhängen und die quietschleibenden Kinder, die auf der Straße spielten. Es war so schön, so lebendig; trotzig wischte ich mir über die Wangen und putzte mir die Nase.

Der Busfahrer schaute sich nach mir um und warf mir einen wissenden Blick zu. Zum ersten Mal schaute ich ihn genauer an, mir stockte der Atem. Das weiche Gesicht mit der kantigen Kinnlinie, der schwarze Schnurrbart und das nach hinten gekämmte schwarze Haar - das war mein Onkel Carlos. Karl Kaiser, der sich, um sich von seinem Vater abzusetzen, Carlos nannte; der in die Fremdenlegion gegangen war, weil er es mit meinem dominanten habichtsnasigen Großvater nicht länger aushielt. Seine Haut war schön gebräunt von der algerischen Sonne, an seinen Händen funkelten Silberringe, ornamentiert und ausgelegt mit Lapislazuli-Steinen, Karneolen und einem roten Stein, den ich nicht zuordnen konnte. Carlos, der Abenteuer gesucht hatte, Herausforderungen und die Fremde. Einer aus meiner Familie, der sich nicht bescheiden wollte, sich nicht ins gemachte Nest setzen, noch die Bäckerei seines Vaters weiterführen wollte.

"Dein Vorhaben ist nicht so umwerfend einzigartig", hörte ich meinen Vater, "das haben schon andere vor dir geschafft."

Jetzt kamen mir noch andere Mitglieder meiner Familie väterlicher- und mütterlicherseits in den Sinn, wie hatte ich sie alle vergessen können. Verwandte, die auswandern mussten aus Not oder aus eigenem freien Willen und in den unterschiedlichsten Ländern und Kontinenten ein neues Leben begonnen hatten: Elisabeth, eine Stiefschwester meines Vaters in Argentinien, sein Bruder Eugen in Kanada, ein Cousin meiner Mutter in Südafrika, Tante Hilde in Kamerun. Meine Probleme waren bescheiden im Vergleich zu den Schwierigkeiten, die sie zu meistern hatten.

Als mein Vater das zu mir gesagt hatte, empfand ich nur Ablehnung von seiner Seite, ein Kleinmachen meiner Pläne. Nun fühlte ich mich gestärkt, wenn ich an diesen Satz dachte; eingereiht in den die Fremde suchenden Teil meiner Familie, und damit eingegliedert in die gesamte Großfamilie. Ich führte nur fort, was andere vor mir auch schon angetrieben hatte. Sie waren weiterhin ein Teil des Ganzen, von ihnen wurde erzählt und Nachrichten ausgetauscht - und ich würde es auch sein.

Wie gut, dass ich Carlos in dem Busfahrer gesehen hatte. Eine so noch nicht gekannte Zuversicht füllte mich aus, nicht lupenrein, es gab genug Ängste und Zweifel, Sprengsel und Schlieren. Denn ab sofort ging es um Sprache: Auch wenn ich mich bei einer *hen's night* nie so eloquent ausdrücken würde oder in einer Diskussion meine Argumente nicht so schnell und differenziert abfeuern würde, ich war dabei, mit Sprache literarisch zu arbeiten. Sie zu bearbeiten, zu formen, mit ihr zu spielen nach meinen Vorstellungen. Und das war noch mal eine ganz andere Dimension, nämlich meine eigene. Mein Eigenes, sei

es auch noch so fremd, auszudrücken, dass alle es verstehen konnten. Sich auf meine Wahrnehmung einlassen und mit mir fühlen konnten. Sich anstecken lassen konnten von der Schönheit der Sprache, ihrem Witz, ihrer Trauer.

Nun schwindelte mir vor Aufregung und als der Busfahrer *Dún Laoghaire, St. Paul's Church* ausrief, das war meine Haltestelle, sprang ich zur Tür, wendete noch einmal den Kopf und bevor ich ihm danken konnte, zwinkerte er mir zu, auf eine aufmunternde und zugleich lüsterne Art, die mich laut auflachen ließ. Ich winkte zum Abschied und rannte übermütig die Straße entlang zu dem Schulungsgebäude.